

# 1 1961

# Stern der Neger

Januar/Februar

Zeitschrift der Missionare Söhne des Hl. Herzens Jesu

## Zwei Jahre genügen

Paul, ein Schwarzer der südafrikanischen Mission, hatte soeben die Volksschule beendet. Jetzt rückte er mutig mit seinem Herzenswunsch heraus: „Pater, ich möchte Priester werden. Schick mich ins Seminar. Ich werde fleißig studieren.“

„Ins Seminar?“ wiederholte der Pater, und gleich fiel ihm die trostlose Finanzlage der Mission ein. „Das Seminar ist weit weg, und das Studium kostet viel Geld. Woher sollen wir die sechzig Pfund nehmen?“

„Daran habe ich schon gedacht, Pater“, entgegnete der Schwarze. „Ich bin vierzehn Jahre alt und stark genug. Ich werde nach Johannesburg gehen und dort in den Minen arbeiten. In zwei Jahren habe ich die sechzig Pfund beisammen!“

Die Minen von Johannesburg waren für Paul nicht gerade die geeignete Umgebung, um sich auf den Priesterberuf vorzubereiten. Er mußte schwer arbeiten, und er hatte es nicht leicht, bei den elenden Verhältnissen sauber zu bleiben. Aber es gelang ihm. Nach zwei Jahren kehrte er zur Missionsstation zurück.

„Hier, Pater, sind meine sechzig Pfund.“

Der Pater betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Was war Paul groß geworden! Und der Blick der Augen war noch immer klar und rein. Aber er hustete so merkwürdig. „Bravo, Paul, du warst fleißig!“ sagte der Pater anerkennend. „Alle Achtung! Aber, hast du nicht in Johannesburg auf deine Gesundheit geachtet? Geh schnell zum Doktor!“

Das Untersuchungsergebnis des Arztes kam einem Todesurteil gleich: Tuberkulose in fortgeschrittenem Stadium. Dem Pater fiel die traurige Aufgabe zu, dies dem jungen Neger mitzuteilen. Der feinfühlende Afrikaner ersparte es jedoch dem Pater. Das kurze, betretene Schweigen verriet ihm genug. Ruhig und gefaßt fragte er: „Pater, wieviel Zeit habe ich noch zu leben?“

„Der Arzt meint zwei, drei Jahre.“

„Zwei genügen. Ich gehe wieder ins Bergwerk, spare noch sechzig Pfund und bringe sie dir. Dann können zwei statt meiner im Seminar studieren.“

## STERN DER NEGER

Zweimonatsschrift

Jahrgang 54

INHALT

P. Adalbert Mohn: Einweihung des Colegio San Francisco Javier in Saldana .....	1
P. Josef Lang: Aus der Pfarrchronik von Tarma .....	5
P. Erich Huber: Pfarrei Llata (Peru) .....	6
P. Georg Klose: Ausflug nach Tingó Maria In Spanien gehen .....	7
Priesterberufe verloren .....	8
Papst Johannes XXIII.: Von Optimismus erfüllt .....	9
Br. Gottfried Oberstaller: Ein bescheidener Anfang .....	9
Missionsschwestern in aller Welt .....	12
Br. Georg Eigner: Erdnüsse, Orangen, Baumwolle .....	14
P. Willi Kühner: Auf zum Tierparadies .....	15
Frt. Anton Ellinger: Zwei Wochen auf Burg Feuerstein .....	18
Hugo Kocher: Die Schwarze Blüte .....	21
P. Oskar Hofmann: Der hl. Erhard .....	23
Koko und Poko .....	24

TITELBILD

Die Kinder einer der Kirche nahestehenden orthodoxen Familie in der Republik Sudan erhalten die Taufe.

Bestellung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal  
(14a) Ellwangen/Jagst (Württemberg)

Österreich:

Missionshaus Maria Fatima  
Unterpremstätten bei Graz

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland  
bei Brixen

Jährlicher Bezugspreis

DM 3.- — S. 15 — Lire 500

Einzahlung

Deutschland:

Missionshaus Josefstal  
Postcheckkonto Stuttgart 540 66

Österreich:

Scheckkonto 862 11 „Stern der Neger“

Italien:

Herz-Jesu-Missionshaus in Milland  
Bressanone/Brixen C.C.P. 14 / 7392 Trento

Herausgeber und Verleger

Kongregation der Missionare  
Söhne des Heiligsten Herzens Jesu  
Josefstal bei Ellwangen/Jagst

Schriftleitung

P. Edmund Schumm, Josefstal

Druck:

Schwabenverlag AG  
Zweigniederlassung Ellwangen/Jagst

Mit kirchlicher Druckbewilligung  
und Erlaubnis des Generalobern



Das neue Missionsseminar „St. Franz Xaver“ in Saldana, Nordspanien

## Einweihung des Colegio San Francisco Javier in Saldaña

Von P. Adalbert M o h n

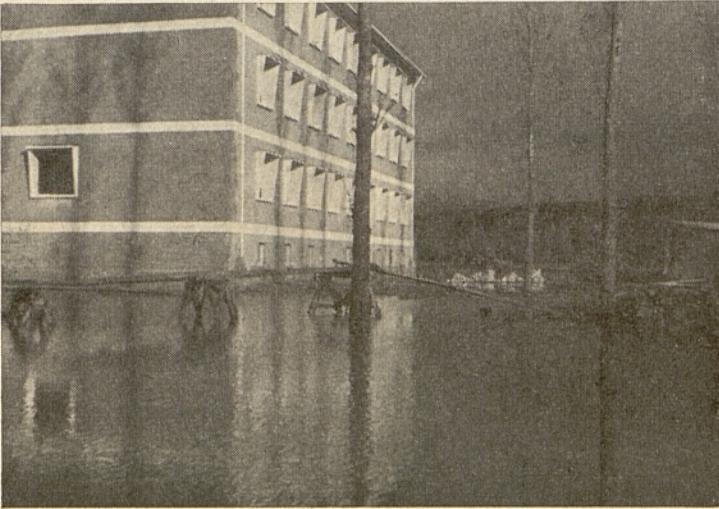
Nach der unglaublich kurzen Bauzeit von knapp sechs Monaten konnte am 3. Dezember 1960 der erste Bauabschnitt unseres Knabenseminars durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof von Palencia, Se. Exzellenz Don José Souto Vizoso, feierlich eingeweiht werden. P. General-superior Richard M. Lechner war eigens zu diesem Fest nach Spanien gekommen und dankte in einer langen, bewegten Ansprache auf spanisch allen, die am Gelingen des großen Werkes mitgeholfen hatten. Hohe Vertreter der Kirche und des Staates ehrten das neueröffnete Seminar durch ihre Gegenwart, so zwei aus der Chinamission vertriebene Erzbischöfe, die aus der Nähe von Saldaña stammen, der Gouverneur der Provinz Palencia, der Präsident des Provinztages u. a.

Vor der Pforte des Kollegs hielt der Diözesanbischof nach der Segnung des Hauses eine begeisterte Ansprache an

die draußen versammelte Volksmenge, in der er sich glücklich pries, daß in seinem Bistum hintereinander in wenigen Jahren vier Knabenseminare errichtet werden, um den großen Überschuß an Priesterberufen in seinem Bistum aufzufangen, und er freute sich besonders darüber, daß alle Missionshäuser von deutschen Missionaren gegründet würden. Lobend berichtete er von dem großartigen Missionswirken deutscher Missionare in der ehemals deutschen Kolonie Togo, die jetzt unabhängig geworden sei. Obzwar dort nur ein kleiner Teil bisher katholisch ist, seien doch der Ministerpräsident und etliche Minister katholisch, so daß man die Unabhängigkeitsfeier mit einem Pontifikalamt und einer Weihe Togos an Maria, die Königin der Welt, begangen habe. Das sei das Verdienst der deutschen Missionare, die schon frühzeitig damit begannen, in Togo eine einheimische Führerschicht



Der Bischof von Palencia spricht an der Pforte des Hauses zu den versammelten Gläubigen.



Wenige Tage vor der Einweihung war das ganze Baugelände überschwemmt.



Esel transportieren das Material zum Bau der Zufahrtsstraße zum Seminar.

Ein Bild vom ersten Spantenstich. Von links: P. Josef Würz, der die Bauarbeiten leitete, P. General Richard Lechner, P. Rektor Franz Kieferle, Br. Martin Ploner.



heranzubilden, die heute treu katholisch ist. Dann ging der Bischof auf die besondere Aufgabe dieses Missionsseminars über, das vor allem dazu diene, Südamerika mit Priestern zu versorgen. Zwar schickten die spanischen Bischöfe aus jedem Bistum alljährlich einige Priester nach Süd- und Mittelamerika; aber Spanien allein könne dieser riesigen Priesternot unmöglich abhelfen; deshalb seien die Spanier glücklich, daß ein Land wie Deutschland in diesem entscheidenden Augenblick Spanien bei dieser großen Aufgabe helfe.

Wir Deutschen können immer wieder nur die tiefkatholische Einstellung solch eines Bischofs bewundern, der sich nicht darum sorgt, ob vielleicht morgen oder übermorgen durch die Gründung zahlreicher Missionsschulen in seinem Bistum hier selber Priestermangel eintritt, sondern der fest überzeugt ist, daß Gott niemals ein Bistum ohne Priester läßt, das bereit ist, seine Priester allüberall hin zu schicken, wo in dieser Stunde Priesternot herrscht. P. General winkte erschrocken ab, als der Bischof dem neuen Seminar, das bereits mit 85 Schülern eröffnet werden konnte, für die Zukunft wünschte, daß es nicht nur auf 200 oder 300, sondern auf 400 und 500 Zöglinge anwachse. So begrüßenswert und erfreulich auch ein derartiges Wachstum des neuen Seminars wäre, so sehr ist doch gerade das auch eine Kostenfrage. Aber vielleicht gibt Gott, der uns auf

diesen wunderbaren Weg hier nach Spanien gewiesen hat, auch die materiellen Mittel, Außerordentliches in die Tat umzusetzen. Mit dem Knabenseminar allein ist es ja nicht getan; nach fünf Studienjahren muß ein Noviziatshaus bereitstehen, um die zum Abschluß gelangten Gymnasiasten aufzunehmen, und wenig später ein eigenes Priesterseminar. Dazu kommt der Bedarf an Priestern: Hier in Saldaña müssen wir einen großen Teil der Unterrichtsstunden geben, und später im Priesterseminar den gesamten Unterricht, da die spanischen Seminarien bereits alle überfüllt sind. Das sind große Aufgaben und Anforderungen, die sich unserer Kongregation für die allernächste Zeit stellen.

Bei der Einweihungsfeier am 3. Dezember wurde mit besonderem Dank gegen Gott darauf hingewiesen, daß bei diesem großen Bau in Saldaña nicht ein einziger Unfall passierte. Manchmal sah es freilich so aus, als ob wir die Termine für die Eröffnung des Seminars am 25. Oktober und die Einweihung nicht mehr einhalten könnten. Drei Tage vor der Eröffnung hatte der Carrión und sämtliche Nebenflüsse und Bäche ein entsetzliches Hochwasser, so daß auch keine Gummischuhe mehr halfen, wenn man trockenen Fußes zum Neubau wollte. Ich mußte mir mit P. Würz Schuhe und Strümpfe ausziehen und durch das knietiefe eiskalte Wasser waten, um zum Bau zu gelangen. Nach drei Tagen war das Wasser, das in



Die Schüler des Seminars bei einem Ausflug in die nahen Berge im November 1960

den Kellern 60 cm hoch stand, so weit zurückgegangen, daß wir doch eröffnen konnten. Die Spanier schüttelten alle den Kopf über so viel Mut und meinten: „Es sind halt alemanes (Deutsche)!“

Der November brachte noch einmal ein schweres Hochwasser und der Dezember sehr viel Schnee und Kälte. Aber wenn man jetzt durch den Neubau geht, den während der Erholung 85 muntere Buben mit ihrer spanischen Fröhlichkeit erfüllen, dann vergißt man das schwere Jahr, das hinter uns liegt.

Inzwischen waren alle Buben in den Weihnachtsferien daheim. Schon hat es die ersten Zeugnisse gegeben. Manchmal kann man sich gar nicht mehr vorstellen, daß wir im Februar 1960 hier eintrafen

mit der unsicheren Hoffnung, daß wir — vielleicht — im gleichen Jahr noch mit dem Studienbetrieb anfangen könnten. Damals warteten wir noch drei Monate auf die Baupläne, und unsere Hoffnungen wurden immer geringer. Heute studieren schon mehr Buben, als wir in unseren kühnsten Träumen erwartet hätten, in dem schönen Neubau, den uns der Aschaffener Architekt Willi Goldhammer in gefälliger und praktischer Form entworfen hat, daß er hier in Spanien weithin Aufsehen erregt.

Gebe Gott, daß das so großartig begonnene Werk auch weiterhin von Seinem Segen begleitet werde, damit es wirklich zu dem werden kann, was unsere Kongregation und die vielen, vielen Wohltäter von ihm erhoffen!

---

### Gesegnete Gemeinde

**Arbazusa**, ein Dorf in Nordspanien mit 1000 Einwohnern, hat bisher 337 Priester und Ordensleute hervorgebracht. Es gibt dort Familien, aus denen sechs oder sieben Kinder dem geistlichen Stand angehören. Jedes Jahr treten 14 bis 17 Schüler in Weltpriester- oder Ordensseminare ein.

Prälat Anton Kühner, Tarma, mit Patres und Brüdern unserer Kongregation. Von links: P. Alois Starcker, P. Superior Michael Wagner (mit hellem Mantel), Br. Kuno Stöber, Prälat Anton Kühner, Br. Jakob Pezzel, Br. Johann Niederbacher, P. Josef Lang.



## Aus der Pfarrehronik von Tarma (Peru)

Von P. Josef Lang

Die Pfarrei Tarma zählt etwa 40 000 Seelen. Davon leben 10 000 in der Stadt selbst, die übrigen in etwa 50 Dörfern und Weilern. Im vergangenen Jahr wurde diese Pfarrei von vier Patres und einem Bruder betreut. Es sind: P. Lorenz Unfried, Generalvikar, Pfarrer und Rektor, P. Karl Krapf, Pfarrbüro und Verwaltung, P. Peter Taschler, Katechet an allen Schulen Tarmas, P. Josef Lang, Kaplan und Seelsorger der Dörfer, Br. Kuno Stöber, Koch und wertvolle Hilfe in Haus und Kirche.

Von der Arbeit, die im verflossenen Jahr in dieser Riesenpfarre geleistet wurde, mögen die nachstehenden nüchternen Zahlenangaben eine kleine Vorstellung geben, soweit Seelsorge überhaupt in Zahlen dargestellt werden kann.

Hl. Messen: In der Kathedrale sonntags siebenmal hl. Messe mit Predigt,

werktags zwei- bis viermal hl. Messe. In den Dörfern war 355mal hl. Messe.

Taufen wurden in der gesamten Pfarrei 1831 gespendet.

Ehen wurden 257 eingesegnet.

Versehänge bzw. -fahrten waren es 153.

Beerdigungen (meist in Tarma, in den Dörfern konnte nur selten ein Priester dabei sein) wurden 61 gehalten.

Kommunionen: in der Kathedrale 30 500 (1959 25 000), bei der „Fastenaktion“ in den Dörfern 2538, Schülerkommunionen in den Dörfern 1666, Schülerkommunionen im Oktober und November insgesamt 3558, Erstkommunionen 1038.

Beichten etwa 20 000. Die meisten sind gewohnt, vor jeder hl. Kommunion zu beichten, zu „reconciliar“ (sich zu versöhnen), wie sie sagen.

Schulen: Tarma zählt in seinen 12 Schulen 4571 Schüler, auf den Dörfern sind es in 47 Schulen 3300 Schüler.

Da die Bevölkerung vielfach arm ist, muß mit caritativen Zuwendungen kräftig nachgeholfen werden. Die Lebensmittel stammen von der Caritas der Vereinigten Staaten. Alle Schulen wurden regelmäßig mit Milchpulver und Mehl versorgt. Für die Katechismuskinder und Schülerkommunikanten lieferten wir außerdem je 100 000 Brote und Käseportionen. Jeden Samstag empfangen 600 arme Familien in Tarma und Umgebung je eine Ration Reis, Mehl, Mais und Milchpulver. Weitere Caritaszentren wurden bereits auch in den Dörfern gegründet. Ebenso werden Wäsche und Kleider, ebenfalls aus den Vereinigten Staaten, an die Bedürftigen verteilt.

Mit unseren beiden Fahrzeugen (kleiner Lastwagen und VW-Bus) legten wir im Dienst der Seelsorge 37 000 Kilometer zurück.

Für das Jahr 1961 ist vorgesehen: noch bessere Versorgung der Indiodörfer mit Sonntagsmessen, Schülermessen und regelmäßigem Religionsunterricht an allen Dorfschulen, soweit wir das kräftemäßig bewältigen können.

Oft und oft sagen uns die Leute, daß seit unserem Hiersein Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang ständig zunehmen und daß sie mit den „Padres alemanes“ sehr zufrieden seien. Ja, vieles wurde schon geleistet, aber vieles wäre noch zu tun. Bei allem wissen wir selbst am besten: Wir pflanzen und begießen, Gott allein gibt das Gedeihen.

## Pfarrei Llata (Peru)

Von P. Erich H u b e r

Die Errichtung neuer Prälaturen in Peru im Jahre 1958 war für die Pfarrei Llata (sprich Ljata) in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Einmal wurde der nördliche Teil, der der Provinz Marañon entspricht, der neuen Prälatur Huari zugeteilt. Dadurch wurde das Gebiet unserer Pfarrei um die Hälfte kleiner, deckt sich mit der Provinz Huamaling und mißt in seiner größten Länge immer noch 100 Kilometer. Das andere Ereignis im Leben der Pfarrei war die Ernennung von P. Lorenz U n f r i e d, dem langjährigen und verdienten Pfarrer von Llata, zum Generalvikar der Prälatur Tarma. Am Abschiedstag hatte sich schon zu früher Morgenstunde eine große Menge Volkes eingefunden. Viele Tränen wurden vergossen. Als P. Lorenz den Hügel von Rondos hinunterritt, sagte einer: „Einen so guten Pfarrer hat Llata noch nie gehabt.“ Ich blieb als armes Waisenkind zurück.

Die Pfarrei Llata zählt heute ungefähr 28 000 Seelen. Sie sind wie folgt auf die einzelnen Pfarreien verteilt: Llata mit Umgebung und der Nebenpfarrei Puno 14 000, Pfarrei Singa 4000, Pfarrei Arancay 3000 und Pfarrei Chavin de Pariarca

mit Tantamayo 7000 Seelen. Zusammen sind es 73 Dörfer und Weiler. Davon besitzen 64 Kirchen oder Kapellen. Glücklicherweise sind alle Dörfer in einer oder zwei Tagereisen zu erreichen. Leider gibt es noch keine Straßen. Wir haben jedoch die Hoffnung, daß die im Bau befindliche Straße nach Llata noch in diesem Jahrzehnt eröffnet wird.

Alle diese Ortschaften werden von Llata aus betreut. Früher residierten in Singa, Arancay und Chavin peruanische Geistliche. Nach ihrem Weggang wurden fast alle Pfarrhäuser in Schulen umgebaut. Daher kommt es, daß in der ganzen Pfarrei kein einziges Pfarrhaus existiert — nicht einmal in Llata: auch hier wohnen wir nur in Miete. Wenn man spät abends oder in der Nacht in so ein Dorf kommt, ist es sehr schwer, ein Unterkommen zu finden. Da muß man sich dann mit allem zufrieden geben, auch mit Schweine-, Hühner- oder ähnlichen Ställen.

Seitdem hat man diese Dörfer einigermaßen betreuen können. Fast alle wurden wenigstens einmal im Jahr besucht. Dabei ist die Zeit zu knapp bemessen. In zwei oder drei Tagen kann man die hl.

Messe feiern, taufen und Ehen einsegnen und auch ein paar Stunden Religionsunterricht geben, aber dann heißt es, so schnell wie möglich zurück nach Llata. In den Dörfern kommt man täglich leicht auf 50 Taufen. Einmal hatte ich an einem Tag 97. Mit den Eheschließungen ist es ähnlich. Für 20 Paare braucht man einen ganzen Vormittag. Wenn in Llata drei Patres wären und zwei weitere in Chavin oder Tantamayo, wäre eine gute Betreuung möglich.

Zum Schluß noch eine kleine Geschichte. Als ich einmal krank darnie-

derlag, und alle Pillen und Spritzen des Herrn Doktors nicht helfen wollten, erschien an meinem Schmerzenslager die Pfarrhaußhalterin mit einer Thermosflasche. Mißtrauisch ließ ich einige Tropfen in den Deckel der Flasche laufen, hob ihn gegen das Licht und schnupperte an ihm herum. Es schien alles ganz harmlos zu sein. Ich kippte das Zeug hinunter — helf', was helfen mag! Aber was war das für ein sonderbarer Trank? Es war Glühschnaps mit Weihwasser, genau wie es sich für einen geistlichen Herrn gehört.

82

## Ausflug nach Tingo Maria

Von P. Georg Klose

Am 24. August 1960 fuhren P. Superior Michael Wagner, zwei junge Burschen mit Namen Felix und Edilbert und ich mit der Kamionetta nach dem 130 Kilometer entfernten Tingo Maria. Wir wollten diese kleine Urwaldstadt kennen lernen. Für mich war die Fahrt deswegen interessant, weil ich so den peruanischen Urwald endlich einmal von der Nähe zu sehen bekam.

Die Straße verläßt hinter Huanuco das Tal des Huallaga und windet sich in vielen Kurven zum etwa 3000 m hohen Karpischpaß empor. Auf der andern Seite des Passes wechselt das Landschaftsbild mit einem Schlag. Die Straße schlängelt sich nun talwärts durch saftiggrünen, sehr feuchten Urwald. Aus dem Tal steigt hier und da eine Rauchsäule auf, die auf menschliche Behausung schließen läßt. Das Tal, in das wir hinabfahren, dampft leicht von der verdunstenden Feuchtigkeit. Je tiefer wir hinabgelangen, desto spürbarer wird die tropische Treibhausluft.

Kurz vor Tingo Maria gelangen wir wieder ins Hullagalat. In heiterem Wellenspiel vereinigt sich ein Nebenfluß mit dem Huallaga. Zahlreiche dicke und dünne Baumstrünke ragen einige Meter senkrecht aus den Fluten. Am anderen Flußufer erkennen wir eine Siedlung; in einem Sägewerk verdienen sich die Bewohner ihren Lebensunterhalt.

Nach sechseinhalb Stunden Fahrt er-

reichen wir Tingo Maria. Ich bin etwas enttäuscht; denn ich hatte mir unter diesem Städtchen in der Montana etwas mehr vorgestellt. Wir lassen uns aber deswegen den Humor nicht rauben, sondern nehmen erst einmal ein gutes Mittagessen ein. Wir können dem Wirt des sehr einfachen Restaurants unsere Anerkennung bezüglich des sehr schmackhaften Essens nicht versagen. Unser nächster Besuch gilt dem Fluß. Im Augenblick ist das Schwimmen unser sehnlichster Wunsch. Edilbert, der junge Pozuziner, und ich überqueren zweimal den Fluß. Es ist ein herrliches Gefühl, sich nach so langer Zeit wieder einmal von den dahineilenden Wassern des Flusse tragen und treiben zu lassen.

Unser Nachtquartier schlagen wir im Konvent der Kanadischen Franziskaner auf. Wir werden sehr gastfreundlich empfangen und bewirtet. Wir unterhalten uns während des Abendessens sehr angeregt mit den Franziskanern.

Zur Zeit bauen sie einen Pfarrsalon, der nach seiner Fertigstellung zunächst als Kirche dienen soll, bis auch die Kirche gebaut sein wird. Ein junger Pater leitet die Bauarbeiten; er ist ganz bei der Sache. Maschinell sind sie wesentlich besser ausgerüstet als wir in Huanuco. Lichtmotor, Hobelmaschine, Band- und Kreissäge und eine kleine Betonmischmaschine leisten ihnen wertvolle Dienste

Interessant war es für uns zu hören, daß sich in Tingo Maria schon vier oder fünf protestantische Sekten niedergelassen haben. Aber vorerst, so meinte ein Pater, bilden sie noch keine Gefahr. Sie sind nämlich unter sich sehr uneinig. Das übt selbstverständlich keine allzu große Anziehungskraft aus.

Leider mußten wir am nächsten Tag schon wieder die Heimreise antreten. Eine Novene war zu halten. In der Frühe besichtigten wir noch eine romantische Tropfsteinhöhle etwa sechs Kilometer von Tingo Maria entfernt. Nach einer kleinen Kletterpartie über nasse Felsen und glitschiges Wurzelwerk stehen wir in einem gigantischen Felsensaal. Bei unserem Eintreten ertönt ein undefinierbares Vogelgeschrei. Scharen von grünen Papageien stieben aus ihren Löchern und Winkeln hervor, drängen schimpfend und zeternd dem Ausgang zu und suchen das Weite. Eine feuchte und warme Luft lagert in der Höhle. Die Tropfstein-

gebilde sind von gewaltigen Ausmaßen, weisen aber keine besonders schönen Formen auf. Wir drangen etwa 100 Meter in die Höhle vor; soweit reichte das schwache Tageslicht noch aus. Dann kehrten wir wieder um; denn es wäre ohne elektrisches Licht und Sauerstoffgeräte eine riskante Sache, diese Höhle erforschen zu wollen. Alte Überlieferungen wollen wissen, daß in dieser Höhle ein Schatz verborgen liegt. Wir haben ihn nicht gefunden.

Bevor wir Tingo Maria verlassen, kaufen wir noch für 15 Soles eine ganze Dolde grüner Bananen. So billig bekommen wir sie nur in der Montana, weil sie ja hier wachsen. Unterwegs kaufen wir auch noch für billiges Geld Pinien (Ananas). Auf der Karpischhöhe müssen wir regelrecht durch eine Wolke hindurch, die ihre Feuchtigkeit in einem dünnen Regen über uns ausschüttet. Nach sechs Stunden sind wir wieder im sommerlichen Huanuco.

## In Spanien gehen Priesterberufe verloren

500 bis 600 Priester gehen der katholischen Kirche jährlich in Spanien verloren, weil die Mittel für ihre Heranbildung nicht zur Verfügung stehen. Dies berichtet P. Rudolf Böbler SVD aus dem Missionshaus der Steyler Missionare in Estella/Navarra, der sich auf eine Veröffentlichung des kirchlichen Statistischen Büros in Madrid stützt.

Von über 10 000 Jungen, die sich zu Beginn des neuen Schuljahres im Herbst mit dem Wunsch, Priester zu werden, meldeten, wurden fast 3000 abgewiesen. In der Mehrzahl der Fälle erfolgte die Zurückweisung nicht wegen mangelnder Begabung und Eignung, sondern weil in den Seminaren der verfügbare Platz be-

setzt war oder die Mittel für den Unterhalt der Schüler nicht aufgebracht werden konnten. In den vorhergehenden beiden Jahren lag die Zahl der abgewiesenen Bewerber ebenfalls bei 3000.

Die Berufe kommen zum überwiegenden Teil aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung, die selber die Ausbildungskosten für ihre Kinder nicht aufbringen können und daher auf Beihilfen angewiesen sind.

Da in Spanien 15 bis 20 Prozent der Priesterberufe, die das Gymnasium beginnen, zum Ziele kommen, bedeutet die Abweisung von 3000 Bewerbern jährlich den Verlust von 500 bis 600 Priestern für die Kirche.

---

### Können wir es verantworten,

daß in Spanien so viele Priesterberufe für die Weltkirche verloren gehen, allein aus Mangel an materiellen Mitteln? Auch unsere Kongregation hat sich entschlossen, diesen Reichtum aufzufangen, zunächst durch Errichtung des Knabenseminars in Saldana. Da die Eltern der Schüler zumeist arm sind, können sie nur ein geringes Kostgeld zahlen. Wir sind auf die Hilfe unserer Freunde angewiesen und danken auch für kleine Gaben herzlich. — Einzahlungen erbeten an:

**Missionsseminar Ritterhaus, Herz-Jesu-Kongregation**  
**(14a) Bad Mergentheim, Postscheckkonto Stuttgart Nr. 329 03**

## Von Optimismus erfüllt

... Obwohl all diese Sorgen Uns täglich plagen, sind Wir doch, auf Christi Hilfe gestützt, von Optimismus erfüllt. Wie sollten Wir auch ohne Hoffnung sein, da Wir Unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott setzen, der die Herzen aller Menschen lenkt, ohne ihnen ihre Freiheit zu nehmen? Wie sollten Wir kein Vertrauen auf die Kraft und Wirksamkeit des Guten haben, das den recht-schaffenen Menschen innewohnt, die sich überall in der Welt für Gerechtigkeit und Wahrheit einsetzen?

Wir kennen den brennenden Eifer der Bischöfe, die hervorragende Arbeit der Priester, den Fleiß, der von gottgeweihten Männern und Frauen aufgewandt wird, schließlich auch die Arbeiten, die

von Laien überall dort großherzig aufgewandt und beharrlich geleistet werden, wo man ihre Mitarbeit braucht. Das alles ist Uns bekannt, und daraus schöpfen Wir wie aus der Schau des blühenden Frühlings Trost und Freude. Was Unsere Söhne in Treue zum Glauben, in brüderlicher Eintracht, in Gehorsam gegenüber den Hirten der Kirche und dem Apostolischen Stuhl vorleben, gibt Uns Hoffnung, daß die Mühen, die Opfer, die Tränen so vieler ausgezeichneten Söhne der Kirche schließlich allen Völkern den Weg zum Frieden bahnen. Dieser Friedenswunsch ist es, den Wir an der Schwelle des Neuen Jahres an die gesamte Menschheit richten.

Aus einer Ansprache des Hl. Vaters am  
16. Januar 1961.

## Ein bescheidener Anfang

Von Br. Gottfried Oberstaller

Es war ein unscheinbares, aber für die umwohnenden Schwarzen doch freudiges Ereignis, als sie im vergangenen Jahr mit der Eröffnung einer Schule für ihre Kinder einen lang gehegten Wunsch erfüllt sahen. Diese Schule mit Namen „Ekuzameni“ liegt in einem weltverlorenen Winkel der Diözese Lydenburg. Die Gegend ist bergig und bewaldet, unweit der Grenze von Swaziland. Die Hütten der Schwarzen liegen versteckt in Talmulden, meilenweit von einander entfernt. Carolina, die nächste größere Ortschaft, liegt 30 Kilometer entfernt. Hier hat der für die Gegend zuständige Missionar (P. Josef Beck) seinen Sitz. Er betreut das Kirchlein für die wenigen weißen Katholiken und versucht auch, in der dortigen Eingeborensiedlung den Samen des Evangeliums auszustreuen.

Vor mehr als 20 Jahren wurde bei diesen Leuten mit der Missionsarbeit begonnen. P. Franz Morscher, damals Wandermissionar, machte mit einem schwarzen Katholiken den Anfang. Heute

zählt man rund 200 Katholiken in dieser Gegend. Manche haben den Glauben so tief erfaßt, daß sie bereit sind, zur Sonntagsmesse zwei bis drei Stunden weit zu gehen, auch bei schlechtem Wetter. Nichts in der Welt könnte sie von ihrem katholischen Glauben abbringen. Einige von ihnen sind altbewährte Schafhirten. So hat sich hier die Geschichte von Bethlehem wiederholt, daß einfältige Hirten als erste zur Krippe, daß heißt zur Kirche berufen wurden.

Auch die Zivilisation hat diese einfachen Leute nicht unberührt gelassen, und sie erkennen gar wohl den Wert der Schule. Die einzige Regierungsschule dieser Gegend liegt für viele Kinder zu weit entfernt. Für Missionsschulen bestehen aber in der heutigen Südafrikanischen Union so viele Hindernisse, daß es in vielen Fällen nicht mehr möglich ist, die bestehenden zu halten, noch weniger, neue zu eröffnen. Leichter geht es mit den sogenannten Farmschulen. Wenn die Farm groß genug ist und der



Dieses Kirchlein in Gareagopela bei Glen Cowie erhielt am 27. November 1960 durch Bischof Anton Reiterer die kirchliche Weihe

Farmer sich darum annimmt, so ist das ein Weg, den Kindern auch in abgelegenen Gegenden noch etwas Elementarwissen zu ermöglichen. So wurde auch in unserem Fall auf Drängen mehrerer Familienväter ein Farmer in diesem Anliegen angegangen. Er ist Engländer und lebt mit seiner Schwester in dieser einsamen Gegend. Die Schwarzen achten ihn sehr, da er gegen sie wohlwollend gesinnt ist. Obwohl er nicht der katholischen, sondern der anglikanischen Kirche angehört, hat er sich doch bereit erklärt, auf seiner Farm eine Schule errichten zu lassen und den katholischen Missionar zu ihrem Verwalter zu ernennen.

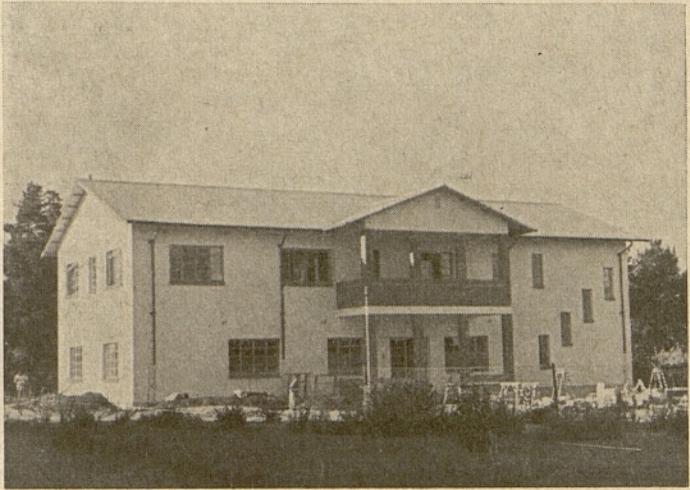
P. Beck hatte endlose Formalitäten zu erledigen und Fragebögen auszufüllen. Aber schließlich kam die Erlaubnis der Regierung, den Schulbetrieb aufzunehmen. Der Farmer stellte vorläufig ein halbzerfallenes Haus als Schule zur Verfügung. Mauern und Dach waren noch halbwegs ordentlich, aber Fenster und Türen fehlten und der Fußboden taugte auch nichts mehr. Es war kein geringes

Problem, das Gebäude ohne viele Unkosten instand zu setzen. Der Farmer gab etwas Holz und alte Türen. Der Boden wurde, wie bei den Schwarzen üblich, mit Erde aufgefüllt und glatt gestrichen, Fenster wurden eingesetzt und die Wände weiß getüncht. Einige Männer hatten um Gottes Lohn die Arbeiten ausgeführt. Besonders hat sich der alte Augustin hervorgetan, indem er den Arbeitern die nötigen Anweisungen gab. Trotz eines steifen Beines machte er niemals den zweistündigen Weg zur Arbeitsstelle.

Als am 25. Juli der junge Lehrer eintraf, fand er 20 Kinder vor. Ich hatte gefürchtet, er würde wegen der Primitivität seiner Schule enttäuscht sein. Aber nein, ganz vergnügt, nach kurzem Gebet begann er mit dem Unterricht. Da P. Beck einige Tage zuvor auf Heimaturlaub abgereist war, entfiel eine feierliche Eröffnung dieser Schule. Die Zahl der Schüler nimmt zu, und es steht zu hoffen, daß diese Schule mit der Zeit zum Segen für diese Gegend wird.

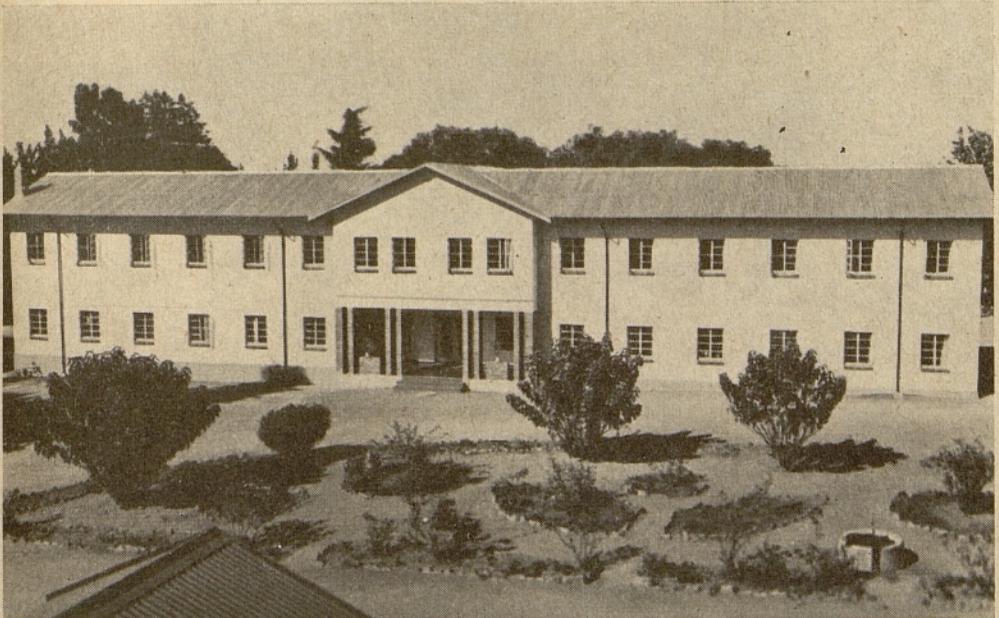


Der eingeborene Priester  
Linus Mkhize mit Minen-  
arbeitern.



Neues Priesterhaus der Mis-  
sionsstation Glen Cowie.

Bild unten: Die eingeborenen  
„Töchter des Unbefleckten  
Herzens Mariä“ von  
Glen Cowie erhielten dieses  
stattliche Schwesternhaus.





## Missionwestern in a Welt

An einem Zentrum für Missionsstudien in Montreal, Kanada, werden auch Vorbereitungskurse für zukünftige Missionare gegeben, an denen stets zahlreiche Missionsschwester teilnehmen.

In einer Freilichtschule in Rawalpindi werden die Kleinsten in die Geheimnisse der Schreib- und Lesekunst eingeführt.



Die japanische Ordensschwester Klara ist Ärztin in einem Waisenhaus.

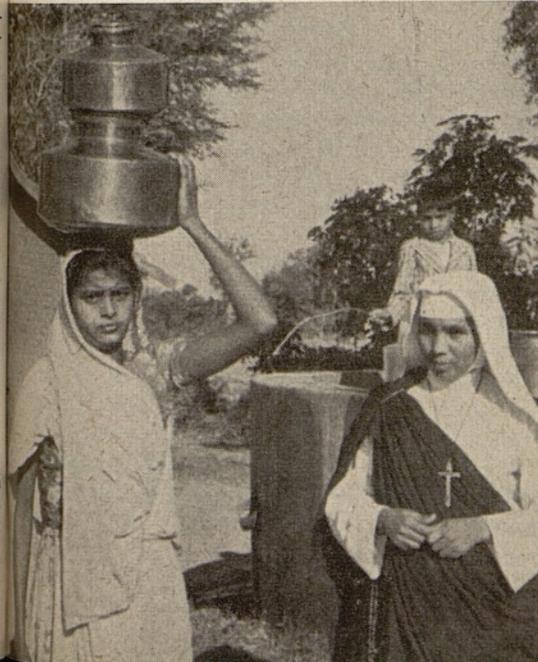
Bild unten links: Indische Schwester im landesüblichen Sari holt mit einem christlichen Mädchen Wasser vom Brunnen.

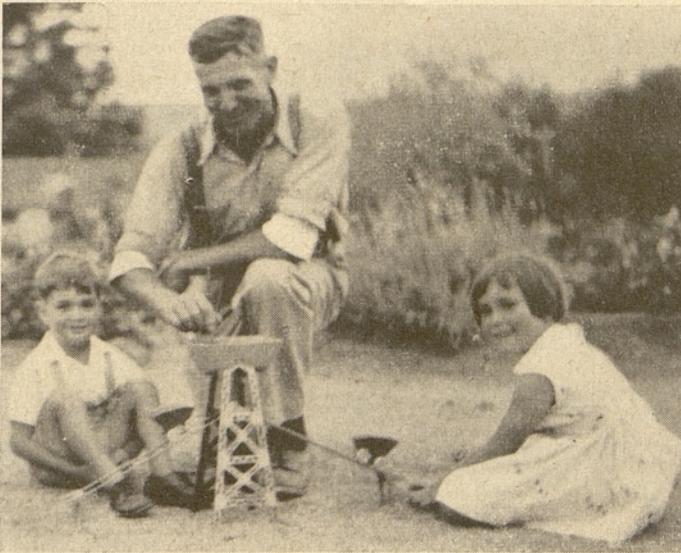
Bild unten rechts: Junge japanische Schwester mit Vater und Mutter und einer Mitschwester.



Drei indische Ordensfrauen, die im Franz-Xaver-Kolleg in Ranchi studieren.

Handarbeitsschule in Rawalpindi, Pakistan.





Mach mal Pause, denkt Br. Georg Eigner und hilft den Kindern beim Spiel.

## **Erdnüsse — Orangen — Baumwolle**

Br. Georg Eigner

Auf einigen unserer Missionsstationen werden als wertvolle Einnahmequelle Erdnüsse, Orangen und Baumwolle gebaut. Nachstehend einige Angaben für interessierte Leser.

### **Erdnüsse**

Die Erdnuß ist eine einjährige Pflanze. Sie braucht von der Aussaat bis zur Ernte vier Monate. Die Nüsse werden im Abstand von zehn bis zwölf Zentimetern in den Boden gelegt und bringen je nach Bodenqualität und Witterung 50- bis 100-fältige Frucht. Am besten gedeiht die Erdnuß auf sandigem Boden. Die Erdnüsse dienen hauptsächlich der Ölgewinnung oder werden für den direkten Verzehr geröstet, wie man sie im Laden kauft. Die eine Sorte hat bis zu vier rötliche Früchte, die weißlichgraue ist ölhaltiger. Wenn die Erdnüsse — die man eine Kartoffel im kleinen nennen kann, da sie wie diese an Schnüren im Boden wachsen — reif werden, wird die Staude herausgepflügt oder von Hand herausgezogen und zum Trocknen auf pyramidenförmige Haufen gesetzt, die Früchte nach innen. Dann werden die Nüsse von Negerfrauen abgepflückt. Das Kraut gibt ein sehr nahrhaftes Viehfutter. Auch der Ölkuchen ist ein geschätztes Krafftutter.

### **Orangen**

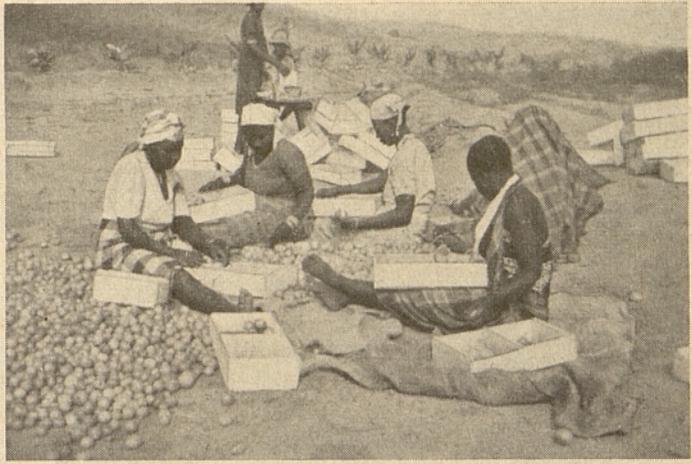
Die Blüte der Orangenbäumchen ist weiß; sie ähnelt der Einzelblüte der Flie-

derdolde, nur ist sie größer. Eine Orangenplantage, die in Blüte steht, strömt einen sehr starken Duft aus, und es ist nicht ratsam, in ihr zu übernachten. Die Blüte stellt eine vorzügliche Bienenweide dar. Die Orange wird kurz vor der Ernte gelb. Sie wird in kleine Säcke gefüllt, von denen jeder 60 große oder 100 kleine Früchte faßt. Die Orangen, die für den Export bestimmt sind, werden in feines Papier verpackt. Die kleineren Früchte verwendet man zu Orangensaft. Die Bäumchen tragen zehn bis zwanzig Jahre. Der Ertrag hängt von der Düngung und Bewässerung ab.

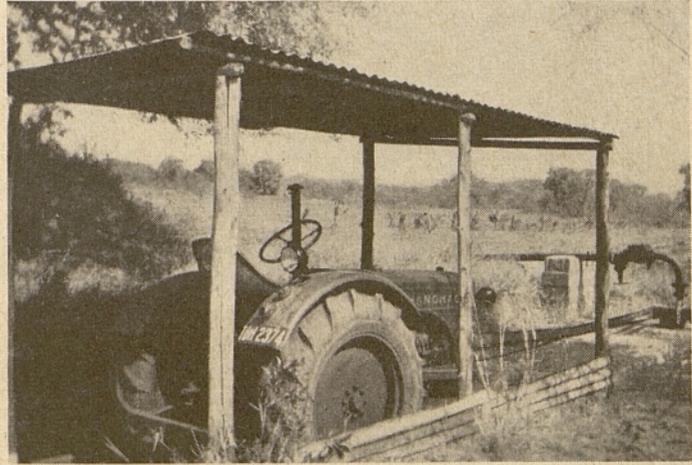
### **Baumwolle**

Der Baumwollsame, der einem runden Weizenkorn ähnelt, wird von Hand oder mit der Maschine gesät. Die Staude wird gut einen Meter hoch. Von der Aussaat bis zur Ernte vergehen acht Monate. Die große trichterförmige Blüte ist weißlichgelb bis rot. Wenn sie abfällt, bildet sich eine Kapsel, nicht unähnlich einer großen Walnuß. Wenn die Kapsel aufspringt, tritt die Wolle, weiß wie Watte, heraus, wird gepflückt und in Säcke gefüllt. Da die Stauden zu gleicher Zeit Blüten und Fruchtkapseln tragen, kann drei- bis viermal geerntet werden. Aus Gründen der Ungezieferbekämpfung werden die Pflanzen nach der Ernte aus dem Boden genommen.

Auch Tomaten werden zum Eigenverbrauch und zum Verkauf angebaut. Negerfrauen verlesen und verpacken die Früchte.



Der Ertrag der Gärten und Felder hängt im wasserarmen Südafrika von der Möglichkeit der Bewässerung ab. Auf dem Bild arbeitet eine Zugmaschine als Wasserpumpe.



## Auf zum Tierparadies!

Von P. Willi Kühner

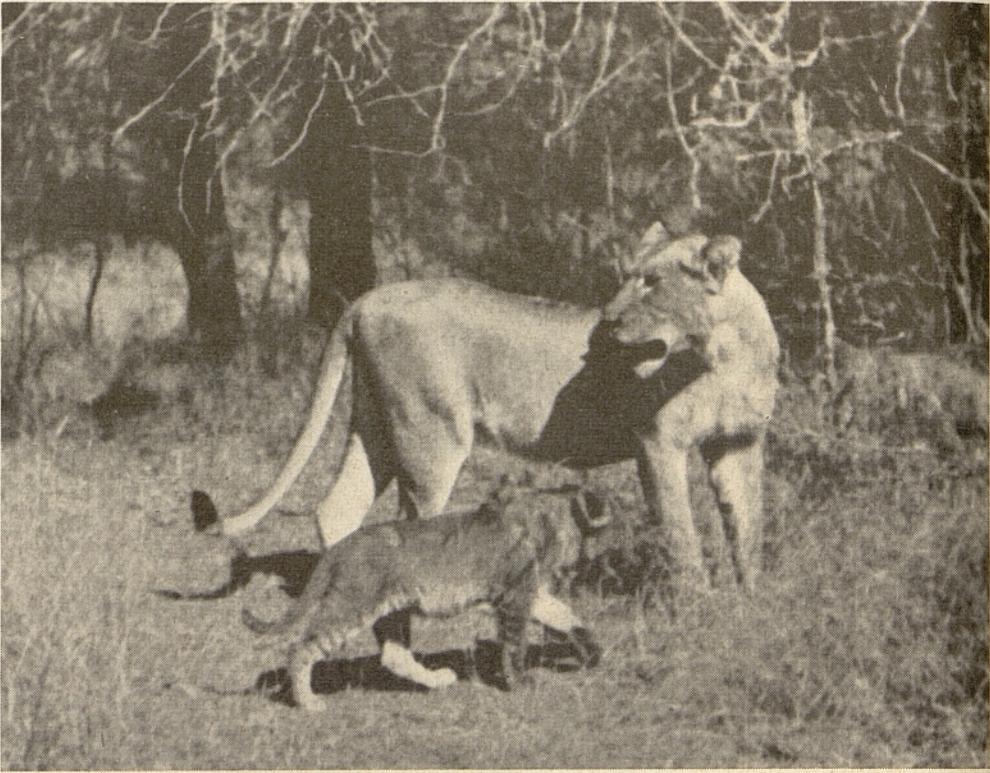
Schon um vier Uhr morgens sind wir auf den Beinen. Nach der Feier der hl. Messe und einem kräftigen Frühstück steigen wir in den Volkswagen und fahren in der Morgendämmerung zum Pretoriuskop, einem der Eingangstore zum Krüger-Nationalpark. Dieses Tierschutzgebiet ist mit seinen 20 000 Quadratkilometern etwa so groß wie Württemberg.

Wir sind voller Erwartung und Vorfreude. Unsere Wanderlieder klingen in den jungen Morgen. Drei von uns werden heute zum erstenmal dieses berühmte Tierschutzgebiet betreten: Der Pallottinerpater Spangenberg, P. Neher und ich. Unser Wagenlenker und Reise-

führer, P. Zeifang, hat schon oft Besucher im Wildpark herumgeführt.

Am Gate zahlen wir unsere Taxe und erhalten eine buntfarbige Eintrittskarte mit Bildern von Löwen, Elefanten, Straußen, Zebras, Giraffen usw.

Werden wir Elefanten, Giraffen und Löwen zu sehen bekommen? Wir haben ja nur einen Tag Zeit, und manche, die nur einen Tag im Park sein konnten, haben nichts gesehen. Unser Mentor macht uns auf die Gesetze aufmerksam, die im Park streng eingehalten werden müssen. Übertretung kostet 590 DM: Bleib auf dem Weg! Bleib im Auto! Fahr nicht mehr als 25 Meilen pro Stunde!



Löwin mit Jungem im Krüger-Park

Es dauerte nicht lange, da sehen wir die ersten wilden Tiere: schwarz-weißgestreifte Zebras, die etwa aussehen wie kleine Pferdchen und sich im lichten Busch tummeln, in Gesellschaft von violett-schwarzen Gnus. Und auf der andern Seite, hinter den Bäumen, steht wahrhaftig eine Giraffe, dort eine zweite. Antilopen weiden in großen Rudeln, ohne sich von den vorbeifahrenden, staubaufwirbelnden Wagen stören zu lassen. Vor allem sehen wir nun schmutzige Impalas, Schwarzversenantilopen, die zu Tausenden im Park leben und die Hauptnahrung der Löwen bilden.

Die Erregung und Spannung wächst. Wenn ein Auto vor uns hält, denken wir, daß da vorn Großwild zu sehen sei. Aber wir werden immer wieder enttäuscht. Da, nach einer Kurve, steht vor uns ein Riesenelefant in all seiner Majestät und Ruhe. Mit dem Rüssel reißt er Baumzweige ab und führt sie sich zu Gemüte. Wir halten an, zücken die Kameras und machen Aufnahmen. Die Ver-

suchung, das Auto zu verlassen und sich dem Koloß zu nähern, ist groß. Aber P. Zeifang hält uns zurück. Denn überall patrouillieren Parkwächter in Autos und strafen die Übertreter. Auch würde man durch Näherkommen die Tiere verscheuchen, und nachkommende Besucher möchten sich auch an den Dickhäutern erfreuen. Bald haben sich noch andere Autos am Ort des Schauspiels eingefunden. Da verdrückt sich unser Freund, da er die gaffenden Blicke nicht länger ertragen will.

Im Weiterfahren stellen wir lachend fest, daß einer von uns doch nicht umsonst die „droppings“ fotografiert hat, die uns die Nähe von Elefanten angekündigt hatten. Wir sehen, daß noch andere Rüsselträger hier ihr Frühstück eingenommen hatten: Da liegt ein ganzer Baum über den Weg, durch die Stoßzähne eines Elefanten entwurzelt. Wir müssen mit unserem Wagen einen Umweg machen. Hier sind wieder „droppings“ (Elefantenmist).

Unsere Augen durchsuchen den Busch nach Löwen. Den König der Tiere zu sehen, ist unser heißester Wunsch. Der Pallottinerpater fragt uns unterdessen: „Wißt ihr auch, warum der Löwe ‚Löwe‘ heißt?“ Keiner weiß es. „Weil er durch die Wieste lööoft“, erklärt der kluge Mann. Doch nichts löft durch den Busch.

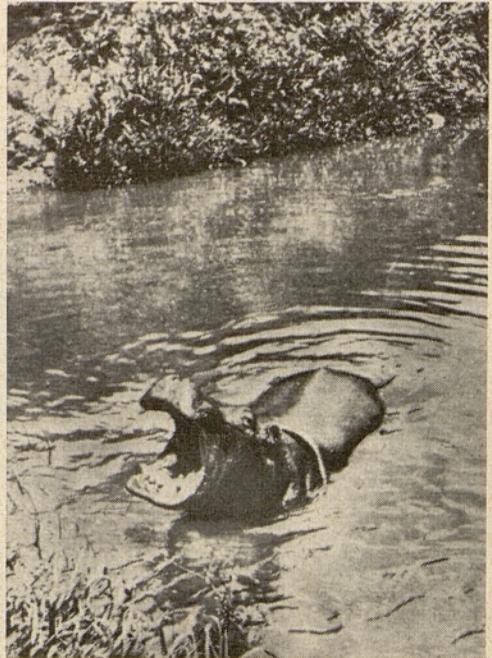
Paviane sitzen in Menge auf dem Weg. Sie kommen zum Wagen, stellen sich auf die Hinterfüße und schauen voller Erwartung durch die Fenster zu uns herein. Als wir ihnen Bananen zuwerfen, springt ein junger Affe auf den Wagen gerade vor die Windschutzscheibe, so daß wir das Bürschchen aus nächster Nähe fotografieren können.

Wir kommen zum Lager Skukuza, ohne einen Löwen gesehen zu haben. In diesem und den anderen Lagern des Parks mit klingenden Namen kann man in gut eingerichteten, strohgedeckten Hütten übernachten. Hotels gibt es dagegen hier nicht; das Schutzgebiet soll soviel wie möglich im Naturzustand erhalten bleiben.

Am Nachmittag ist unsere Hoffnung, Löwen zu Gesicht zu bekommen, nicht sehr groß. Denn um diese Zeit schlafen sie im Busch. Doch kaum haben wir das Lager wieder verlassen und einige Meilen entlang des Flusses zurückgelegt, da sehen wir auf einem Parallelweg eine Menge Autos, und — welche Überraschung!: zwischen ihnen marschieren Löwinnen, eine, zwei, drei. Jetzt kommen sie zu uns herauf. Wir fahren langsam zurück. Da kommt ein prächtiger Löwe. Wir sind ganz aufgeregt. Dort im Gebüsch ist ein zweiter. Jetzt halten sie an und wir mit ihnen. Sie wissen nicht, wohin sich wenden. Denn auf dem unteren Weg drängt sich ein Auto ans andere, hier oben versperren wir ihnen den Weg. Lange blickt eine Löwin unentschlossen zu uns herauf. Welch herrliches Tier! Jetzt reißt sie den Rachen auf und zeigt ihre schrecklichen Zähne. Ich schließe schnell das Wagenfenster. Doch besinnt sie sich anders und wendet sich der unteren Autoreihe zu. Die anderen folgen ihr.

Am Sabie-Fluß erwartet uns ein anderes Bild. Auf einer Felsbank ausgestreckt liegen zwei Krokodile. Mit dem Fernglas können wir die scharfen Zähne sehen, die aus dem geschlossenen Rachen der Reptile hervorschauen. Am diesseitigen Ufer drängen sich eine Menge Impala-Antilopen zur Tränke. Doch keines der Tiere getraut sich, ganz ans Wasser heranzukommen und zu trinken. Kaum haben sie sich dem ersehnten Naß genähert, springen sie wieder entsetzt zurück. Wahrscheinlich ist ein weiteres Krokodil in der Nähe. Und wirklich, da schwimmt eines über den Fluß. Lange sehen wir dem lieblichen Spiel der Impalas zu. Die jungen Tiere sind gar zu reizend. Ihre Furcht ist größer als ihr lechzender Durst. Ich gehe einige Schritte vom Auto weg auf sie zu. Da setzen sie in weiten, eleganten Sprüngen über die Büsche und die Straße. Die Böcke rasen in wildem Reigen im Kreis herum und stoßen grunzende Laute aus. Doch bald kommen alle wieder zur Tränke zurück, und das Spiel zwischen Furcht und Durst beginnt von vorne.

78



Ein Flußpferd zeigt sein Gebiß.

Weiter flußabwärts überholt uns ein Auto. Plötzlich tritt eine mächtige Giraffe aus dem Busch auf die Straße und läuft vor den Autos her. Mit graziösen Sprüngen schwebt das hohe Tier dahin. Wir suchen möglichst nahe an es heranzukommen und Aufnahmen zu machen. Bald sehen wir nur den langen Hals und den zierlichen Kopf, bald das ganze Tier, wenn der vordere Wagen etwas zur Seite fährt. Endlich biegt das Tier vom Weg ab und bleibt zwischen den Büschen und Bäumen stehen, ruhig von den Gipfeln der Bäume die Zweige äsend, als ob nichts vorgefallen wäre.

Noch mancher schöne Anblick ist uns gegönnt. Da stehen drei mächtige Büffel im Dickicht und starren uns nicht sehr freundlich an. Man sagt, dieses Tier sei das gefährlichste von allen. Man darf es nicht reizen und muß eine respektvolle Entfernung einhalten. Elefanten können ein Auto umwerfen und ihres Weges weiterziehen, aber ein gereizter Büffel würde nicht so schnell von der Stelle gehen.

Im Lager Lower Sabie erzählen uns andere Besucher, sie hätten Löwen gesehen, die fünf Meter entfernt ein Impalagerissen hätten. Das stört aber die übrige Herde nicht, und bald kann man sie wie-

der friedlich grasen sehen. Es ist eine sonderbare Welt, dieses Tierparadies.

Da steht ein stolzer, prächtiger Kudu-  
bulle. Welche Hörner, welch sehnige Gestalt! Es ist schon möglich, daß ein so mächtiges Tier einen Leopard wieder abschüttelt, wie andere Besucher uns erzählen. Selbst der Löwe wird es sich wohl überlegen, mit den großen Hörnern der Kuduantilope Tuchfühlung zu bekommen. Steinböcke, die kleinste und zierlichste Antilopenart, flitzen durchs Gesträuch, Wasserböcke liegen faul in der Sonne, Flußpferde grunzen und schnarchen im Teich. Zierliche Äffchen entlausen sich, Aasgeier, die Straßenkehrer des Busches, sitzen beobachtend auf dünnen Bäumen, bunte Vögel schwirren kreischend durch die Luft.

Beglückt von dem Geschauten, wenden wir uns dem Ausgang des Wildparkes zu. Wie schade wäre es doch, wenn diese bunte Tierwelt ausgerottet und unseren Blicken entzogen würde. Der Schöpfer hat so viele Wunderwerke in der Tierwelt erschaffen, daß es eine Sünde wäre, sie mit roher Hand zu töten. Männern wie Oberst Stevenson-Hamilton und Präsident Paul Krüger muß man wirklich dankbar sein, daß sie dieses Tierparadies geschaffen und der Nachwelt erhalten haben.

## Zwei Wochen auf Burg Feuerstein

Von Frater Anton Ellinger

Vom Herrn Regens des Priesterseminars Bamberg erhielten wir Theologen des Missionshauses St. Heinrich die Einladung, an einem Ferienkurs auf der Burg Feuerstein teilzunehmen. Das Thema lautete: „Öffentlichkeitsarbeit in Presse, Film, Funk und Fernsehen.“ Daß dieses Gebiet für uns zukünftige Missionäre von großer Wichtigkeit ist, leuchtet ein.

Am Abend des 7. Oktober 1960 kamen wir bei Einbruch der Dunkelheit bei strömendem Regen in Ebermannstadt an und nach einer Stunde Fußmarsch hatten wir die Burg auf der Höhe erreicht. Zuerst gab es eine Begrüßung mit den Alumnen

des Priesterseminars, die gerade aus den Ferien zurückgekehrt waren. Sodann wurden wir vom Herrn Regens und von Dr. Boß, dem Leiter der Burg, begrüßt.

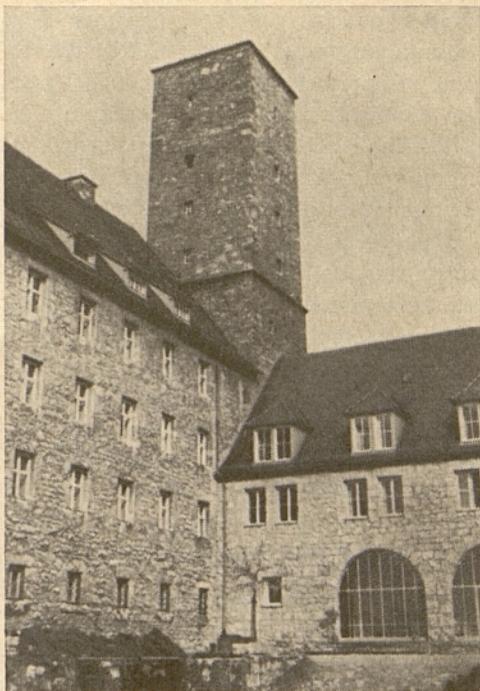
Am nächsten Tag machte uns Dr. Boß in einem Einleitungsreferat mit der Fragestellung vertraut: Wie kommt man an den Menschen heran, besonders an den modernen Jugendlichen? Aus seiner Tätigkeit als Jugendseelsorger konnte er manch wertvollen Hinweis geben. Auch während der kommenden Wochen machte er uns in Morgenansprachen mit seinem Anliegen vertraut.

Die Vortragsreihe war also eröffnet, und die beiden Wochen waren gut aus-

gefüllt. Professor D o v i f a t von der Freien Universität Berlin bot uns besonders interessantes und praktisches Zahlenmaterial aus dem Gebiet des Pressewesens. Die heutige Lage des Zeitungswesens erklärt er aus der Entwicklung nach dem Kriege. Professor M i k a t von Würzburg zeigte uns die Eigengesetzlichkeit dieser modernen Mittel, die wir berücksichtigen müssen, die wir aber so beeinflussen sollen, daß Ärgernisse vermieden und die Grenzen der Liebe nicht überschritten werden. Dabei muß vor allem die Dauerwirkung dieser modernen Massenmittel im Auge behalten werden. Denn gerade durch ihre häufige Wiederholung wirken Presse, Rundfunk, Film und Fernsehen so intensiv.

Dr. R o e g e l e vom „Rheinischen Merkur“ hob vor allem die praktische Seite hervor. Die Berichterstattung ist immer einseitig, denn sie zeigt fast nur die Ausnahmen, und das ist, Gott sei Dank, immer noch das Böse. Daher herrscht in der Sensation so stark das Verbrechen vor. Wir dürfen uns aber nicht von dieser Seite her zur Geringschätzung der Journalisten verleiten lassen, was leider gerade in katholischen Kreisen zu häufig geschieht und sich auch in der Berufswahl auswirkt. Wenn wir dieses Gebiet aber den anderen überlassen, wird die Sache keineswegs besser.

Über die allgemeine Arbeit in Rundfunk und Fernsehen unterrichteten uns Dr. R ö t t s c h e s vom Bundespresseamt



Burg Feuerstein

und Dr. H e i g e r t, früher beim Bayerischen Rundfunk. Zur Arbeit der Kirche auf diesem Gebiet sprach P. Ambrosius R u f O P aus Freiburg. Aus seiner Mitarbeit am Südwestfunk konnte er vor allem praktische Anweisungen für eine moderne Rundfunkseelsorge geben.

Vom Film konnten wir den Produzenten Dr. S c h w e r i n und den Drehbuchautor des Films „Die Brücke“, Herrn



Der Abspannung nach den anstrengenden Vorträgen dient ein Lied in froher Runde.

Mansfeld, sprechen, die als Anschauungsmaterial auch gleich diesen Film mitgebracht hatten. Dr. Krüger von der Freiwilligen Filmselbstkontrolle in Wiesbaden berichtete über diese Einrichtung, die freilich auf Grund ihrer Zusammensetzung nur die größten Auswüchse verhindern kann. Msgr. Kochs, Leiter des katholischen „Filmdienstes“, erläuterte uns dann die Arbeit der Kirche auf dem Gebiet des Films in Deutschland und auch im internationalen Rahmen. Für Deutschland ist dabei der genannte „Filmdienst“ von besonderer Wichtigkeit: Er bewertet jeden neuen Film und richtet sich besonders an die katholische Führerschaft, die dann die breitere Masse mit seinem Inhalt vertraut machen soll.

An jedes Referat schloß sich eine Aussprache mit dem Redner an, und mitunter folgten noch lange und lebhaft Diskusionen im kleinen Rahmen. In den freien Stunden brachten wir unsere Aufzeichnungen in Reinschrift; da wir Theologen von St. Heinrich drei Zimmergemeinschaften bildeten, übernahm in täglichem Wechsel jeweils ein Zimmer die Ausarbeitung der Vorträge und Diskussionen. Daneben fanden wir auch noch Zeit

zu gemütlichem Beisammensein bei Gesang und Kartenspiel.

Am ersten Sonntag feierte P. Ruffing, Direktor des Nürnberger Knabenseminars, mit uns den Gottesdienst in slawisch-byzantinischem Ritus, nachdem er uns tags zuvor eine erklärende Einführung gegeben hatte. Leider konnten wir nicht alle daran teilnehmen, denn traditionsgemäß singt unser Missionshaus während der Ferien jeden Sonntag im Dom Choral, und so mußten sieben Mann am Sonntagmorgen nach Bamberg fahren.

Einmal bekamen wir großen Besuch auf der Burg: Es war der Hochwürdigste Herr Erzbischof DDr. Josef Schneider, begleitet vom Apostolischen Nuntius Bafile, um seine Alumnen zu begrüßen. Die hohen Gäste brachten ein seltenes Geschenk mit, einen schönen Sonntag, ich glaube, es war der einzige in diesen zwei Wochen.

So war die Zeit schnell vergangen, und wir mußten Abschied nehmen, denn nach wenigen Tagen begannen unsere jährlichen Exerzitien. Die Alumnen vom Priesterseminar fuhren nach München, um sich die Filmarbeit an Ort und Stelle anzusehen.



Hoher Besuch auf der Burg:  
Von links: Erzbischof Schneider von Bamberg, Erzbischof Bafile, Nuntius in Bonn, und Dr. Boß, Leiter der Jugendburg.

# Die schwarze Blüte

Erzählung aus der Kongomission

Nach einer Aufzeichnung von P. Spiegeleer MSC, gestaltet von Hugo Kocher

## 5. Fortsetzung

Was Ingongwa heimlich gefürchtet hatte, trat ein. Onga erschien, der Zauberer und erbitterte Feind der Mission. Die Patres waren schuld daran, daß seine Geschäfte nicht mehr gingen wie früher.

Mancher, der einst seine Opfergaben zu Ongas Hütte trug, war Christ geworden. Und viele Heiden hielten mehr vom Zauber des Fafa, als von dem des Medizinmannes. Zudem forderte der Missionar keine Bezahlung für seine Hilfe. Böse Zeiten für Onga und seinesgleichen. Und jetzt wollte ihm gar noch Ingongwa untreu werden?

Finster sah er auf den jungen Mann herab, der sein Bündel schnürte. „Der Fafa hat dir gesagt, daß Marga krank sei. Ehé, er will dich nur näher bei Bokela haben, um dich ganz in seine Macht zu bekommen. Hüte dich, Ingongwa, die Geister werden deine Wege umlauern. Sie werden in dich hineinfahren, wenn niemand da ist, dich durch seinen Zauber zu beschützen.“

Ingongwas Augen huschen hierhin und dorthin, wie die eines Tieres, das in einer Falle sitzt. „Wenn ich dem Ruf des Fafa nicht gehorche“, murmelte er, „kommen die Soldaten und legen eiserne Bänder um meine Arme. So ist es Beritza ergangen, der in die Wälder entflo.“

Onga kauerte sich an seiner Seite nieder. Er dämpfte die Stimme. „Fliehe, Ingongwa, ich will dir ein Zauberpulver mitgeben, das deine Spur unsichtbar macht, das alle deine Verfolger blendet.“ Aber der Jäger war nicht mehr so leichtgläubig. Er hatte viel über die Geschehnisse der letzten Zeit nachgedacht. Was er erlebt hatte, was er in der Mission sah und hörte, das weckte sein Vertrauen zum Fafa. „Wo war deine Kraft, wo war dein Zauber, als Njoli krank lag? Die weiße Schwester hat sie gerettet.

Ich gehe mit Marga in das Dorf der Kranken.“ Sein Gesicht verschloß sich im Trotz. Er wagte es sogar, den Blick zu erheben und Onga in die wutglitzernden Augen zu sehen.

Mit einem Fluch wendete sich der Alte ab, nicht ohne drohend den kupferbeschlagenen Zauberstab über dem Aufsässigen zu schwenken. Marga, die eben aus der Hütte trat, machte im ersten Schreck das Zeichen, das sie in Bokela lernte. Die Christen wehrten damit bösen Zauber ab, wie sie glaubte.

Noch ein Stück weit gaben die Freunde und Nachbarn den Ausziehenden das Geleit. Jetzt aber waren Ingongwa und Marga allein mit Njoli und den drei Ziegen, die zu ihrem Haushalt gehörten. Unter ihren Traglasten gebückt, schritten sie dahin, dem Dorf der Kranken, der Leprastation entgegen.

## Njolis erstes Abenteuer

Im Dorfe der Aussätzigen, in der Abteilerer, die auf Genesung hoffen konnten, wurde die Hütte Ingongwas erbaut. Während der unermüdliche Jäger Baumrinde sammelte, mit deren Fasern er die Hüttenwände binden wollte, trug Marga Gras und Bündel trockener langer Halme herbei.

Endlich lag alles bereit, Stämme für das Gerüst, Bast und Lianen zum Binden, die Blätter für das Dach. Rasch ging das Aufrichten vonstatten. Während Ingongwa noch die ineinander verflochtenen Blätter auf dem Dach sorgfältig schichtete, verstrich Marga bereits die Wände mit Lehm. Innen und außen geweißt, stand die Hütte stattlich in der prallen Sonne. Schon war auch das Bettgestell geflochten, über das Marga die Schlafdecke breitete. Kunstvoller als andere Frauen flocht sie die Matten für die Türe. Die Hütte war sogar noch geräumiger geworden als die alte in Doronga. In-

gongwa hatte vorgesorgt. Zuletzt hatten sie sich ja darin gar nicht mehr rühren können, der aufgestapelten Felle wegen. Auch hier gedachte er sich als tüchtiger Jäger zu erweisen. Er hatte sich bereits im Dorf der Leprakranken umgesehen. Nicht ohne Schaudern. Da gab es Kranke, hoffnungslose Fälle, mit abgefaulten Gliedern, zerfressenen Gesichtern, von Geschwüren bedeckte, armselige Geschöpfe, die dem Tod entgegenämmerten. Die Aussätzigenschwester konnte ihnen nur noch Linderung, nicht mehr Heilung verschaffen. Linderung und Hoffnung auf ein besseres Jenseits, das die Ärmsten für soviel geduldig ertragene Schmerzen belohnen würde.

Wie seltsam das war! In all diesen vom Aussatz geschlagenen Menschen glimmte ein Hoffnungsfunke, flackerte wohl gar ein kleines Feuer des Begehrens und Wünschens. Sie sprachen mit Ingongwa von ihren Zukunftsplänen. Der und jener wollte eine gleich ihm erkrankte Frau heiraten, wenn sie erst genesen in das heimatische Dorf zurückkehren konnten. Ein anderer träumte davon, sich eine Frau, Ziegen, Waffen einzutauschen, der reichste Mann im Dorfe zu werden, hatte er doch schlau all seinen Besitz vergraben, ehe er in das Lepradorf zog. In der Erinnerung war aus zwei Elefantenzähnen und einem Barren Kupfer, einigen Eisenstangen ein unerschöpflicher Schatz geworden. Der Kranke erzählte jedem davon und versprach jeden reich zu beschenken, der ihm heute von seinem Wildbret, morgen von seinen Fischen abgab. Mit der Zeit war der vergrabene Besitz für ihn wirklich zum Reichtum geworden, denn immer wieder fand er Gutgläubige, die ihm in der Hoffnung auf spätere Belohnung von ihrer oft mit schwerer Mühe und Plage erworbenen Beute etwas abgaben.

Über der Leprastation von Bokela brütete der Tod in seiner schrecklichsten Gestalt. Und doch, wie viel hatte ihm die Mission mit ihrer Fürsorge und mit dem Trost, der in einem auf ein besseres Jenseits gerichteten Glauben lag, von seiner Furchtbarkeit genommen. Und

nicht nur das. Durch die Hände der Missionsärzte wurden den Kranken all jene Segnungen zuteil, die unermüdlicher menschlicher Forschergeist für sie er sann. Die Patres und Schwestern begnügten sich nicht damit zu trösten, zu taufen, nein, sie standen auch in ständigem, erbittertem Kampf mit dem höhl- äugigen, von Geschwüren und eitrigen Beulen bedeckten Gespenst, das die Siedlung Tag und Nacht umschlich. Rettung, Heilung wollten sie denen bringen, die noch im ersten Stadium der Erkrankung eingeliefert wurden. Und zu ihnen gehörte auch Marga, deren Haut erst einen einzigen empfindungslosen dunklen Fleck aufwies. Sie hatte bereits ihre erste Spritze erhalten und da ihr die Krankheit keinerlei Beschwerden machte, war sie fröhlich und guter Dinge. All das Grausige, das sie im Lepradorf zu sehen bekam, diente nur dazu, sie die Anordnungen der Schwester mit peinlicher Genauigkeit erfüllen zu lassen. Noch nie hatte Schwester Theresia eine Kranke gehabt, die ihren Körper so sorgsam pflegte und rein hielt. Stets stand in Krügen das frische Wasser bereit und nie vergaß eines der Eheleute die vorgeschriebenen Waschungen mit den scharf riechenden Zusätzen. Auch der kleinen Njoli kam die Sauberkeit sehr zu statten. Sie gedieh sichtlich, stand sie doch auch unter der ständigen Aufsicht und Pflege der Schwester, die ihren Stolz dareinsetzte, keines ihrer Kinder zu verlieren. Wie groß war doch die Sterblichkeit im Säuglingsalter in den weltabgeschiedenen Urwalddörfern!

So war für die kleine Njoli die Krankheit ihrer Mutter und der Umzug in das Leprosendorf eigentlich ein Glück. Freilich bekam sie in der ersten Zeit mancherlei zu schlucken, was sie nur mit Schreien und Strampeln annahm. Aber die Medizin der Schwester war gut und wirksam. Fest stand nun die kleine Njoli schon auf ihren nackten braunen Beinchen und guckte aus großen, dunklen Augen neugierig in ihre Urwaldwelt hinein. Und welch ein Fest für Ingongwa und Marga, als sie zum erstenmal ein „Mama“ und „Tata“ plapperte.

Der Schwester täppelte sie lachend und kreischend entgegen, wußte sie doch die bunten Steine, die so herrlich schmeckten und im Mund zergingen, bereits zu schätzen. Stets hatte ja Schwester Theresia für ihren kleinen, braunen Liebling einen Leckerbissen in der Tasche. Auch den Pater, der jede Woche einmal in die Kolonie kam, um Messe zu lesen, die Kranken zu trösten, Unterricht zu erteilen, kannte sie schon. Laut gellte ihr „Fafa-o!“ aus dem Chor der Kinderstimmen, wenn er im Dorfe einritt.

Langweilig konnte es der kleinen Njoli auch im Aussätzigendorf nicht werden. Es gab ja genug Kinder, mit denen sie spielen konnte. Freilich, nicht alle konnten so frei und ungebunden umherlaufen wie Njoli. Die Älteren mußten die Schule besuchen, wurden auch von ihren

Eltern zu allerlei Arbeiten in der Pflanzung, zum Holz- und Wasserholen angehalten. Manchmal spielten die Buben unter großem Geschrei Fußball auf einem großen, sandigen Platz und Njoli konnte es gar nicht begreifen, daß sie nicht mitmachen durfte. Gar so gern hätte sie doch den Ball, der wie ein lebendes Wesen hüpfte und sprang, in ihre kleinen Patschhändchen genommen.

Jetzt aber hatte die kleine Njoli anderes zu tun als hinter einem Ball herzulaufen, den ihr die lachenden Buben vor den Händen immer wieder wegschlugen. Ingongwa hatte seinem Töchterchen ein kleines Buschböckchen mitgebracht. Er hatte das Tierchen hilflos und verängstigt im Wald gefunden und hob schon den Speer, um es zu töten.

Fortsetzung folgt

## Der heilige Erhard

Der heilige Erhard wurde wohl in Narbonne in Südfrankreich geboren. Er stellte sein Leben von früher Jugend auf in den Dienst der Mission. In den Vogesen entfaltete er eine rege Predigtstätigkeit. Er beschränkte sich aber nicht nur auf Predigt und Taufe, sondern suchte nach Wegen, die Neugetauften auch in ihrem Glauben auszubilden und zu stärken. So gründete er in den Vogesen allein sieben Klöster.

Von den Vogesen wanderte er weiter und kam in die Gegend von Regensburg. Auch hier wirkte er in der Ausbreitung des Glaubens sehr segensreich. Er wurde zum Bischof geweiht und stand der Diözese Regensburg lange Jahre vor. Ab und zu zog es ihn aber wieder an die Stätten seiner früheren Wirksamkeit zurück. So kam er auch in das burgundische Kloster Palma. Dort lebte die hl. Otilie. Sie war eine Tochter des alemannischen Herzogs Adalrich. Da sie blind geboren wurde, war ihr Vater, zwar schon getauft, aber noch erfüllt von heidnischen Anschauungen, so erbittert, daß er sie auf der Stelle töten lassen wollte. Schließlich ließ er sich aber doch bewegen, sie am Leben zu lassen, befahl aber,

daß sie an einen Ort kam, wo niemand je etwas von ihrer Verwandtschaft mit ihm erfahren sollte. Diese wurde dann von einer bekannten Frau aufgezogen und in das Kloster Palma gebracht.

Da sie, als Bischof Erhard vorbei kam, noch nicht getauft war, spendete er ihr das Sakrament. Er hatte ein solches Mitleid mit diesem Kind, daß er den HERRN bei der Taufe inständig bat, Otilie das Licht der Augen zu schenken. Der HERR erhörte sein Gebet. Otilie wurde sehend. Später wurde sie die Gründerin der Klöster Hohenburg und Niedermünster im Elsaß und starb als Heilige, die heute noch bei Augenleiden gerne angerufen wird.

Auch Erhard starb im Rufe der Heiligkeit und wurde in der Kirche des Klosters Niedermünster in Regensburg, das wohl auch ihm seine Gründung verdankt, beigesetzt. Er genoß schon bald nach seinem Tode hohe Verehrung. Seine Gebeine wurden im Jahre 1052 durch Papst Leo IX. erhoben. Gleich der hl. Otilie wird auch er mit einem Buch mit zwei Augen dargestellt und auch bei Augenleiden angerufen.

Oskar H o f m a n n MFSC

# Koko und Poko



Wie wir ja schon alle wissen,  
sind die beiden ausgerissen,  
um der Schule zu entgehn  
und was von der Welt zu sehn.

Poko hatte dies Projekt  
still und heimlich ausgeheckt.  
Koko — wie könnt's anders sein! —  
stimmt mit allem überein.

Doch wo sind nun unsre Lieben  
in der Zwischenzeit geblieben?  
Sie gerieten schon gar bald  
auf der Flucht in einen Wald.

Ohne Furcht und ohne Graus  
geht es einfach gradeaus.  
Manchmal schreit ein Vogel schrill;  
dann ist wieder alles still.

Immer dichter wird der Wald;  
doch sie machen keinen Halt.  
Endlich aber kommt die Nacht,  
die dem Weg ein Ende macht.

Sie besteigen einen Baum,  
doch im Dunkel sieht mans kaum.  
Dort im sicheren Geäst  
baun zum Schlafen sie ein Nest.

Und so geht es viele Tage.  
Langsam wird der Weg zur Plage,  
denn nur selten kommen Früchte  
in der Wildnis zu Gesichte.

Koko ist schon völlig matt,  
weil er solchen Hunger hat.

Poko aber macht ihm Mut:

„Wart, es wird noch alles gut!“

Endlich dann, zum guten Schluß,  
kommen sie an einen Fluß,  
welcher trägt dort und breit  
gleitet durch die Einsamkeit.

Hier nun ist der Weg zu Ende.

Wenn man doch nur etwas fände!

Da — in ihrer größten Not  
sehn im Schilf sie ein Boot!

Und mit einem kühnen Sprung  
setzen sie das Schiff in Schwung.  
Und schon treiben sie im Nu  
auf des Stromes Mitte zu.

Da! — Am Ufer winkt ein Mann,  
der Besitzer von dem Kahn,  
und er schimpft und droht und schreit,  
doch die beiden sind schon weit.

ADAM



## Des Rätsels Lösung

Max hätte sich die Zeit, da die Uhr stehen geblieben war, merken und die Uhr aufziehen sollen. Dann hätte er nach seiner Rückkehr feststellen können, wie viel seine Uhr nachging, und daraus leicht berechnen können, wie lange er zum Aufstieg auf die Hohe Spitze gebraucht hatte.

## Der Bierdeckel

In einem Wirtshaus war eine schwere Schlägerei. Vor Gericht wollte keiner der Beteiligten schuld sein. Der Richter fragte

den ersten: „Angeklagter, erzählen sie, wie es so weit gekommen ist.“ Der Angeklagte: „Ich hatte mich an ein dreibeiniges Tischchen gesetzt und wartete auf das bestellte Bier. Weil das Tischchen wackelte, wollte ich einen Bierdeckel unter ein Tischbein legen. Als ich mich eben bückte, erhielt ich einen Schlag mit einer Bierflasche auf den Kopf. Als ich mich aufrichtete, sah ich, wie der Mitangeklagte gerade die Bierflasche auf den Tisch stellte.“ Der Richter sagte: „Mann, Sie lügen!“ — Wieso?



**In die Missionen**  
wurden ausgesandt:

nach Südafrika P. Albert **Pfanner** aus Scheffau/Allgäu (Bild links);

nach Peru P. Hilmar **Gulba** aus Ratibor, Oberschlesien, (Bild rechts).



**P. Hugo Ille**

starb, wie wir in der letzten Nummer berichteten, am 20. November an den Folgen eines Verkehrsunfalls. Während seine sterbliche Hülle in der Hauskapelle des Missionshauses Mellatz aufgebahrt war, schilderte P. General Richard Lechner das Ordensleben des Verstorbenen an Hand der drei Hauptteile der hl. Messe: Opferung, Wandlung und Kommunion. „Mit Recht wird das Leben eines Priesters mit der hl. Messe verglichen. Der durch 42 lange Jahre täglich das heilige Meßopfer dargebracht hat, vereinigt zu dieser Stunde sein Lebensopfer mit dem Opfer seines Erlösers am Kreuz. Sein Ja zum Willen Gottes wird zum ‚Ite missa est‘, mit dem er seine Lebensmesse beschließt.“

**P. Josef Beck,**

seit 1951 in unserer afrikanischen Mission tätig, konnte in seiner Heimat Altkrautheim (Württ.) die Goldene Hochzeit seiner Eltern mitfeiern. Eine Tochter des Jubelpaares ist als Schwester Canisia bei den St.-Anna-Schwestern.





Im Freien lehrt und lernt sich's angenehmer, denkt diese Vinzenterin aus Süd-Vietnam.